Unter uns Frauen.

Taschengeld für Frauen und Kinder.

Zu keiner Zeit des Jahres empfinden Frauen und Kinder, denn beide gehören ja doch nach der Meinung der meisten Männer in dieselbe Kategorie, so sehr ihre Abhängigkeit von den gestrengen Ehebrern und Vätern, als wenn es sich um den Ankauf von Geschenken handelt.

Nicht, daß ich behaupten wollte, daß die Eheherren und gestrengen Väter weniger bereitwillig Gaben austheilen oder daß sie es nicht gerne sehen, wenn ihre Frauen und Kinder desgleichen thun, nein, die Herren sind oft viel generöser als die Damen, und darum nehmen diese auch so gerne ihre männlichen Hälften mit zu den großen Einkäufen, weil sie wissen, daß dann weit schönere und kostbarere Dinge gewählt werden, als wenn die Frauen allein die Verantwortung tragen müssen. Was ich mit der Unabhängigkeit in Geldsachen sagen will, daß es ein drückendes, betrübendes Bewußtsein für jedes denkende und fühlende Wesen ist, nicht hingehen zu dürfen, seiner eigenen Meinung, seinem eigenen Empfinden nach aus eigenen Mitteln kaufen, nicht selbst schenken, zu dürfen, sondern nur die schwache, unselbständige Vermittlerin der Gaben zu sein.

Die Herren werden mir vielleicht erwidern, daß ihre Vormundschaft doch nicht im Stande ist, die Frauen von übergroßen Ausgaben abzuhalten. Dies will ich nicht bestreiten, denn gerade weil den meisten Frauen kein Geld anvertraut wird, weil die Ehemänner den Gattinnen leider nur zu oft absolut nicht über den Weg trauen, so versuchen die Damen es zumeist auch gar nicht das ihnen consequent verweigerte Vertrauen zu verdienen oder zu gewinnen, das Geld ist ihnen fremdes Eigenthum, und sie geben es auch nur zu oft wie etwas Fremdes, Geliehenes, ohne inneres Interesse aus. Und doch, wie quälend ist es für Frauen, während des ganzen Jahres stets diese gütigst verliehenen Gelder wohl in die Hand zu bekommen, dabei aber doch nicht einen Cent ihr eigen zu nennen, nicht im Stande zu sein aus eigenen Mitteln, ohne dabei die ihr für andere Zwecke ausgesetzten Summen anzugreifen, auch nur an eine Ueberraschung, ein Geschenk für den Gatten selbst, für kleine stille Wohlthaten an Verwandte oder Dürftige denken zu können.

Die Herren werden mir vielleicht wieder einwenden, die Frauen sollten doch von ihrem Haushaltungsgelde Ersparnisse zu machen versuchen, und von diesen dann ihre persönlichen kleinen Liebhabereien befriedigen. Das wäre aber wieder nicht das Richtige, denn das sind Gelder, die einmal für den Haushalt bestimmt sind und der Hausfrau nicht rechtmäßig zukommen. Sondern das einzig Befriedigende für alle Theile ist, wenn sowohl die Frau als die heranwachsenden Kinder als Wesen betrachtet werden, die im Stande sind, selbständig Gelder zu verwalten, sei die Summe noch so klein, aber sie gehört ihnen persönlich an zur freien Verfügung. Wie stolz wird sich jetzt das kleine Mädchen, der stramme Junge fühlen, wenn sie aus selbst mühsam und sorgfältig zusammengelegten Taschengeldern, durch manche gerne auferlegte kleine Entbehrung nun hingehen und selbstzufrieden unter den nützlichen und schönen Gaben aussuchen können, was ihnen gefällt, und die gewählten Dinge aus eigenen Dollars und Cents bezahlen dürfen. Und mit wie viel freudigerem Herzen wird die liebende Mutter und Gattin Geschenke ersteh'n, wenn sie weiß, daß sie nicht nachher beschämt dem lieben Mann die Rechnung für die ihm zugedachten Ueberraschungen vorlegen muß, sondern daß sie diese aus eigenen Mitteln begleichen kann. Wie viel ungehinderter wird die Frau hier und dort im Verborgenen milde Gaben austheilen, und den Armen Geschenke ins Haus senden, wenn sie weiß, daß sie damit nicht das Hausbudget belasten muß, sondern dies aus eigener Börse bestreiten kann und dafür höchstens sich selbst einen luxuriösen Toilettengegenstand verbagen wird. Aus ethischen und pädagogischen Gründen würde ich daher allen Gatten und Vätern rathen, ihren Frauen und Kindern, wo es bei geregelten Einnahmen die Verhältnisse gestatten, Taschengelder auszusetzen, die jene dann lerne, in seiner Art richtig zu verwenden. Wie viele Mädchen, deren Bedürfnisse an Kleidung und tausend andern diversen Gebrauchsartikeln stets willig von den Eltern bestritten werden, treten in die Ehe, ohne auch nur eine halbwegs richtige Vorstellung davon zu haben, wie theuer die äußere Ausstattung ihrer werthen Person alljährlich zu stehen kommt. Und auch die jungen Herren werden weniger sorglos ihre Garderobe abnutzen oder auch muthwillig verderben, wenn sie eine Idee davon erhalten, d. h. am eigenen Gelde erfahren, wie viel dazu erforderlich ist, um Neues anzuschaffen. Fast bin ich überzeugt davon, die Ehemänner und Väter werden besser dabei fahren, indem sie uns den alten und auch den jüngeren Menschenkindern gleichzeitig mit der größeren Freiheit auch die größere Verantwortung in Geldsachen übertragen.

— Aha! Dienstmädchen (zur Hausfrau): In sechs Wochen möchte ich meinen Dienst quittiren! — Hausfrau: Warum denn, Jette? — Dienstmädchen: Ich habe mich bei Jerichtsraths vermiethet, die wohnen näher bei der Kaserne!

Ohm Jigg.

Von J. in i. Sachsen.

Wenn man dem Spiel der Wellen zusieht, wie sie gegen den Strand rollen, eine hinter der anderen, immer, immer, unaufhörlich — dann kann man sich des bangen Gefühls nicht erwehren, als arbeiteten sie emsig daran, Linie um Linie das Land fortzuspülen, als drängten sie immer weiter vor — langsam wohl, aber sicher, unheimlich sicher.

Unten an der Düne liegt der alte Jigg Svenson auf dem Rücken und sonnt sich, und der Wind spielt mit der dünnen weißen Haarsträhne, die sich unter der alten Mütze hervorgestohlen hat; sonst deckt sie spärlich seinen kahlen Scheitel. Er hat den Kopf zur Seite geneigt und hält die Hand über die gekniffenen Augen, damit ihm die Sonne den Ausblick nach dem Kreidefelsen nicht verwehre, der draußen einsam und umbrandet aus den Wellen hervorragt.

Jigg's altes Gesicht ist gelblichbleich, und die Falten darauf sehen wie die Risse auf dem Felsen aus.

Wie viele Jahre über seinem Haupte hinweggezogen sind, weiß Niemand; die Leute behaupten, es müßten an die hundert sein, und lächelnd fügen sie hinzu, daß der Tod den alten „Ohm Jigg" wahrscheinlich vergessen habe. Er ist gewiß der Aelteste im Dorfe, denn er erinnert sich noch, daß das Stück Sandbank mit dem Kreidefelsen darauf früher mit dem Lande zusammenhing. Er war der letzte, der den Weg zu Fuß gegangen ist in jener Nacht, als der Sturm und die See die Verbindung mit dem Lande zerrissen hatten. Das ist achtzig Jahre her, und seit diesen achtzig Jahren ist sein Haar schneeweiß.

Jigg war, wie schon oft, am Nachmittag hinausgegangen, um Möveneier auszunehmen. Was fragte er danach, daß gegen Abend ein Gewitersturm heraufzog. Er war ein kräftiger Bursche und hatte den Weg über die Landzunge schon in mancher Sturmnacht zurückgefunden. Damals verspätete er sich aber ganz besonders, denn noch vor Eintritt der Dunkelheit hatte er in der Nähe des Felsens ein Boot bemerkt, das sich offenbar in höchster Noth befand. Es gehörte wohl zu einem fremden Schiffe, denn die Bauart war eine solche, wie Jigg sie noch nie gesehen hatte. Nun war es vollkommen Nacht geworden, und nur, wenn ein Blitz einmal die theerdicke Finsterniß durchschnitt, erblickte Jigg das Boot wieder, dessen Richtung ihm die sich immer wiederholenden Hilferufe wiesen.

Hilfe! — Wer hätte hier Hilfe bringen können, welches Boot hätte sich bei diesem Wetter freiwillig in die gefährliche Nähe der Klippe gewagt!

Doch die Hilferufe kamen näher, so nahe, daß Jigg den Insassen des Bootes zuzurufen versuchte, vom Felsen abzuhalten — vom sicheren Verderben. — Ob sie ihn hörten? Ob sie ihn verstehen konnten in dem Heulen, Brausen und Zischen der Brandung?

Da — schon wieder die angstvollen Rufe, und diesmal von einer weiblichen Stimme. Dann noch ein markdurchdringender Aufschrei, ein dumpfes Krachen zu seinen Füßen — das Boot war zerschellt.

Und gerade jetzt kein leuchtender Blitz!

Jigg wagte sich auf die äußerste Kante hinaus, die Wellen schlugen um seine Füße, der Gischt peitschte ihm ins Gesicht, der Sturm zerrte an seinen Kleidern — er merkte es nicht — sein ganzes Fühlen lag in seinen Augen. Da, dicht vor ihm kämpften Menschen in grauenvoller Angst um ihr Leben, dicht vor ihm, und er konnte ihnen nicht helfen, konnte nichts sehen! Seine Blicke, geschärft wie Dolche, gruben sich in die gähnende Schwärze der Gewitternacht — nichts! — Nur hier und da ein schwaches Leuchten der Schaumkronen, ein Glitzern des Wassers, das ihm ins Antlitz spritzte!

Da, auf einmal secundenlange Tageshelle, ein Feuerbrand von den schwarzgrauen Wolken herab bis auf das kochende Wasserfeld. Sekundenlang nur, aber genügend, um das Bild, das sich neben ihm zeigte, für das Leben in seine Seele zu graben.

An einem spitzen Vorsprung der Klippe hing ein menschlicher Körper — ein Weib. Ein weißer Arm schlang sich um den Fels, die Hand schien sich in den Stein graben zu wollen. Der andere Arm war hoch emporgestreckt, und bemühte sich, ein Bündel auf die Klippe zu schieben.

Und dieses Gesicht! Von gelben langen triefenden Strähnen umrahmt, an denen der Sturm trotz der Nässe zauste und riß aus dem Wasser hob. Verzweiflungsvoll und peinverzerrt und doch so schön, so schön! — Und die großen, dunklen, angstgeweiteten Augen, wie sie sich hilfesuchend in die seinen bohrten!

Jigg sprang hinzu, mit der nöthigen Vorsicht, aber schnell. Erblicken und zuspringen war eins gewesen. Er wollte nach ihrem Gewand, nach ihren Haaren fassen, aber die aufblitzende Helle war erloschen, und das Bündel drängte sich ihm entgegen.

Wieder ein Blitz! Das Weib rief ihm etwas zu, doch der Sturm heulte, und eine Sturzwelle schloß ihr gleich den Mund. Jigg verstand nichts. Er hielt das Bündel, er griff nach der Hand, die ihm dasselbe entgegengestreckt hatte; kalt, naß, schlüpfrig, entglitt sie seinen Fingern.

Ein neuer Blitz, neue Helle! Nichts als rasendes, schäumendes, gierig an der Klippe reißendes Wasser. Die Frau war verschwunden!

Der Sturm setzte immer heftiger ein, kaum konnte Jigg sich auf dem Felsen halten, da die Wellen zeitweise beinahe bis zur Spitze hinaufschlugen. Blitz folgte auf Blitz und erhellte das tosende Wasserfeld — keine Spur von der Frau — das Meer hatte sie hinabgeschlungen — keine Spur von einem andern Menschen! — Was sollte er nun mit dem durchnäßten Bündel beginnen?

Fortwerfen? Es war ihm ja nur hinderlich beim Heimgang über die Sandbank.

Ha! Ein Wimmern, ein Regen in dem Bündel! — Großer Gott — ein Kind!

Nun heim! heim zur Mutter, sonst stirbt das Kind in den nassen Lappen!

Jigg war über sein Erlebniß so aufgeregt, daß er jetzt gar nicht wußte, in welcher Richtung er eigentlich den Strand zu suchen hatte, nicht einmal an der ihm so bekannten Formation der Klippe vermochte er sich zu orientiren. Endlich zeigte ihm ein Blitz die Landzunge, die nach dem Festland hinführte, und, die immer stärker wimmernde Bürde sorgsam im Arme bergend, machte er sich auf den Weg.

Sturm und Wasser, die ihn umbrausten, machten den wetterharten und an die Wuth der entfesselten Elemente gewöhnten Burschen erzittern. Er wußte nicht, ob es Spritzwellen waren oder der Gewitterregen, was ihm in's Gesicht schlug, ihn fortzuschwemmen drohte. Die sonst ziemlich breite und hohe Bank schien niedriger geworden oder das Meer auf einmal gewachsen zu sein. Wo man sonst trockenen Fußes gehen konnte, spülten jetzt die Wogen über, zuweilen so hoch und mit solcher Wucht, daß er in's Wanken kam und sich nur mit äußerster Anstrengung fortbewegen konnte.

Waren das die Elemente, denen zu trotzen er von Kindesbeinen an gelernt hatte? — Wie klein, wie nichtig, wie machtlos kam er sich vor!

Und der Boden unter ihm. Gruben sich die Füße nicht bei jedem Zögern seines Schrittes bis über die Knöchel in den mahlenden Sand?

Und da vor ihm klaffte eine Rinne, und die See schoß hindurch!

Die Angst, die ihn packte, gab ihm Muth und Kraft zu dem weiten Sprung. Und als er drüben war, stürmte er vorwärts — vorwärts!

Ja, vorwärts! — Wo ging denn der Weg weiter? — Wenn ein Blitz aufleuchtete, suchte er ihn, aber — wo war die Bank? — Vor ihm ein wenig Sand, den die hochgehende See überspülte, hinter ihm — großer Gott! — das brausende Meer. Die Bank war zerrissen!

Rings um ihn her die Wogen. Hier und da bäumte sich eine über seinem Haupte und stürzte auf ihn nieder, als wollte sie ihn zerschlagen. Und das Kind im Bündel wimmerte nicht, rührte sich nicht mehr! Lebte es noch? Das nasse Tuch konnte es erstickt haben.

Sollte er es von sich werfen, um nur das eigene Leben zu retten? — Um Gott nicht! Es konnte ja noch leben, und ein ehrlicher Fischer verläßt keinen Menschen in Todesnoth.

Vorwärts! — Ja, wo war die Richtung? — Ah, dort an der Düne glühte es auf, erlosch aber gleich wieder. Seine Mutter, seine geängstigte Mutter hatte die Dorfbewohner alarmirt, man versuchte, ein Feuer zu entzünden. Der Regen verlöschte es, der Sturm blies es aus. Doch hatte das kurze Aufflackern genügt, ihm Richtung und Entfernung zu zeigen; er war nicht mehr weit entfernt vom rettenden Strand!

Halb wahnsinnig vor Angst arbeitete er sich weiter über kreiselnden Sand, durch schäumende Wogen, die ihn umspülten und hinter ihm stürmte die gierige See.

„Gott, hilf du mir! — Heiliger Gott, hilf mir!" betete er in seinem Herzen.

Seine Kräfte waren erschöpft, seine Beine zitterten, seine Lunge schmerzte, und zögern durfte er nicht; das wäre der sichere Tod gewesen.

„Herr Gott, hilf mir! — Herr Gott, wie du willst!"

Er konnte nicht weiter, seine Kniee brachen ein, seine Sinne schwanden. Daß er und das Kind nun verloren seien, war sein letzter Gedanke. Aber schon hatte ein Blitz ihn den Fischern gezeigt; sie bargen den Leblosen und auch das Bündel, das er selbst beim Entflichen seiner Lebensgeister nicht von sich gelassen hatte.

Das sind nun achtzig Jahre her, und von allen denen, die in jener Sturmnacht am Strande waren, lebt keiner mehr außer Ohm Jigg. Er und die Klippe draußen, zwei verwitterte Zeichen aus alter, alter Zeit.

An dem alten Jigg nagt jeder Tag, jede Stunde, an dem Felsen jede Welle, jede Woge — Wogen des Meeres, Wogen der Zeit — —

Und so ruhelos wie die See da vor ihm sind auch seine Tage gewesen. Erst jetzt, da er nicht mehr kann, da er ein Wrack ist, hat er Ruhe und kann draußen in der Sonne liegen und zurückdenken und sinnen.

Ja, wenn er allein geblieben wäre, als die Mutter starb! Aber da war das Kind — sein Kind! Hatte er es doch mit Einsetzung seines Lebens dem gierigen Meere abgerungen, mit schwerer Krankheit und dem Verlust seines jugendlichen Frohmuths bezahlt!! — Wehe dem, der ihm seine Christel hätte streitig machen wollen! — Doch es fragte Niemand nach dem Kinde.

Erst später, nachdem Christel zur Jungfrau herangereift war, verfolgten die Burschen sie mit begehrlichen Blicken, denn sie waren der Meinung, daß keine Dirne den Vergleich mit ihr aushielt; aber sie trauten sich nicht heran, denn mit Jigg war in dieser Beziehung nicht zu spaßen; er bewachte Christel wie ein eifersüchtiger Türke, obwohl er selbst nicht wußte, weshalb; heirathen mußte sie doch einmal, und auf einen Prinzen zu warten, hatte sie gar keine Ursache. Wenn er sich seines ganzen Eigenthums hätte entschlagen wollen, konnte er ihr doch kein anderes Heirathsgut mitgeben, als seine verfallene Hütte, sein altes Boot und sein bischen Fischereigeräth. Und das war alles zusammen nicht viel werth, lange nicht so viel als ihre Schönheit, ihre Sittsamkeit und ihr Fleiß.

Es war eine Freude, sie herumwirthschaften oder auf der Bank im Hofe Netze flicken zu sehen.

O, wie schön war sie damals — damals!

Jigg saß in der Kammer und wollte einen Taubloch schnitzen — wollte. Ja, wenn er vom Fenster aus nicht die Bank hätte sehen können! Da saß Christel. Was war aber das? Sie ließ das Netz im Schoße ruhen, ohne die kleinen Hände zu rühren! Sie schaute unverwandt nach dem Zaun des Nachbars! — Sie erröthete? — Da, des Nachbars Aeltester, der braune Alf, der vor wenigen Tagen erst von seiner großen Fahrt zurückgekehrt war, warf Kußfinger herüber!

Jigg lief alles Blut zum Herzen: eine furchtbare Erkenntniß kam über ihn. Er, er selbst, trotz seiner weißen Haare — er liebte Christel! — Fort war das halb brüderliche, halb väterliche Gefühl, das er für sie gehegt hatte; wilde Eifersucht packte ihn, er hätte Alf niederschlagen mögen!

Was sollte das aber nützen? Sie war für ihn verloren; das sah er aus ihren leuchtenden Augen, aus den liebeglühenden und siegestrunkenen Blicken Alf's!

Sie kamen zu ihm, Hand in Hand. Sie strahlte vor Glück und Wonne.

„Wir lieben uns, Jigg, wir wollen uns heirathen!"

Mit halbgebrochenem Herzen gab er seine Einwilligung; wie ein Fieberkranker taumelnd, führte er sie in die kleine Kirche, in die Arme Alf's. Sie war ja glücklich, das gab ihm ein gewisses Maß von Befriedigung; aber die Wunde, die ihre Heirath ihm geschlagen hatte, vernarbte nicht — blutete, blutete fort sein Leben lang!

Sie hatte zwei Knaben, kräftige Rangen, mit denen er spielte, und denen er Boote schnitzte. Er war ihnen der „gute Ohm" und dann ihr zweiter Vater, als Alf's Boot bei einem Sturm am Kreidefelsen zerschellte und sie Waisen wurden.

Christels rasender Schmerz um Alf schnitt ihm doppelt in die Seele. Da sie nun Wittwe war, dämmerte anfangs ein schwacher Hoffnungsstrahl in ihm auf — gleich, ehe Alf noch unter der Erde war. Zwar hielt er den Gedanken für roh, für verwerflich, aber es gelang ihm nicht, ihn zu ertödten, er kam immer wieder.

Doch Christels Leid war grenzenlos, ihre Thränen versiegten wohl, sie fiel jedoch in Melancholie und später in Wahnsinn.

Seine Christel wahnsinnig! — O, hätte er damals — damals — das Bündel von sich geworfen, wieviel Kummer wäre ihm erspart geblieben! — Wozu hatte er sie gerettet? — Zu solchem Loos! Vielleicht zu einem frühen Tode!

Doch nein. Ihr Körper widerstand der Krankheit, und viele, viele Jahre war Jigg ihr Wärter und der Ernährer ihrer Kinder.

Wie oft glaubte er unter der Last, unter seinem Seelenschmerz zusammenzubrechen. Er spannte seine Kräfte auf's äußerste an bei der harten Arbeit, die sein schweres Gewerbe mit sich brachte. Er erzog die Buben zu tüchtigen Seeleuten; der eine brachte es bis zum Steuermann, der andere gar bis zum Kapitän. Aber eine Stütze wurden sie ihm nicht, denn auch sie verschlang die tückische See, die alles zu sich hinabzureißen sucht in ihr brodelndes Getriebe.

Christel blieb der Gram um ihre Söhne erspart, sie hatte ja das Bewußtsein ihres Besitzes schon lange nicht mehr, erinnerte sich an keinen der früheren Vorgänge und lebte ein theilnahmloses Traumleben. Ihre Hände waren immer in Bewegung, aber sie that nichts, spielte mit ihren Fingern oder dem Schürzenband und lächelte blöde vor sich hin. Nur wenn Jigg sie ausführte, mußte er die Gegend mit ihr vermeiden, aus der sie den Kreidefelsen gewahren konnte. Beim Anblick desselben kam es wie ein Erinnern an Alf über sie; das regte sie auf und hatte jedesmal einen Tobsuchtsanfall zur Folge.

So gingen Jigg's Tage hin unter Mühen, Sorgen und Schmerzen, ohne Aussicht auf Glück oder Freude, täglich das, was er liebte, in herbem Unglück vor Augen. Wie oft betete er um Erlösung für Christel — ganz im Stillen, im innersten Herzen, ganz selbstlos, denn er hoffte, sich dann auch zur Ruhe legen zu können; er war so müde, so müde!

Endlich war es aus mit Christel, und Jigg hatte nun alles verloren, was ihm theuer gewesen. Christel war sechzig Jahre alt geworden, als Jigg sie zu Grabe geleitete — ein alter, alter gebrochener Mann!

Christel ruhte, doch Jigg mußte immer noch arbeiten um das tägliche Brot; wann hätte er je etwas für sich zurücklegen können! Es ward ihm schwer, sehr schwer, aber der Verdienst war etwas besser, die Wogen der Zeit waren in dieser Beziehung ihm günstiger gewesen; sie hatten aus dem unbekannten Fischerdorf einen vielbesuchten Badeort gemacht, und er führte die Fremden in seinem Boote auf die See hinaus.

Wenn es ihm aber möglich war, fuhr er allein nach der Klippe hinüber und verlebte dort einige stille Stunden andächtigen Erinnerns.

Dann wurden seine Arme schwach, er konnte kein Ruder mehr halten, kein Segel mehr stellen. Wenn die Gemeinde ihm nicht ein reichliches Almosen gewährt hätte, wäre er gar verhungert.

Er — von Almosen! — Wie nagte das an seinem Herzen, wie heiß begehrte er den Tod herbei! — Die Leute mochten Recht haben: der Tod hatte ihn vergessen. Seine Glieder begannen den Dienst zu versagen, so daß er oft tagelang in seiner Hütte bleiben mußte; wenn er sich aber hinausschleppen konnte, lag er am Strande und blickte nach dem Kreidefelsen hinüber, bis irgendeins der Dorfkinder kam und „Ohm Jigg", wie sie alle ihn nannten, und wie Christel's Buben ihn genannt hatten, heimgeleitete.

Die Sonne war im Niedergehen — Jigg lag noch immer an der Düne — schon stundenlang in derselben Stellung. Ein Bursche kam und rief ihn an:

„Ohm Jigg, wollt Ihr heim?"

Ohm Jigg, der sonst noch immer scharfe Ohren hatte, hörte nicht.

„Ohm Jigg, 's ist bald Abend!" Und der Bursche faßt die Hand, die vorhin die Augen beschatten sollte und nun auf sie hinabgesunken ist. Aber schnell läßt er sie wieder fahren; sie ist kalt und steif — der Tod hatte den alten Jigg doch nicht vergessen.

Die Entführung.

's Tantche Lisett war schon seit dreißig und mehr Jahren Wirthschafterin und Hausinventar im „Halben Mond" zu Tugendheim. Seit etwa zwanzig Jahren hatte sie sich in ihr ehelos Schicksal ergeben — seit zehnen trug sie ein Gebiß, aber das letztere nur an Sonn- und Feiertagen, in der Woche schonte sie es.

's Gretche vom „Halben Mond" in Tugendheim und der „Schosch" vom „Deutschen Haus" in Auerstadt sollten einander heirathen. Der „Schosch" mochte schon, 's Gretche nicht. Da war im „Halben Mond" ein Malefizbursch von Oberkellner und Geschäftsführer, der Ludwig, ein schneidiger blonder Darmstädter aus gutem Haus, aber ohne Mittel, Schwadroneur, der hatte dem Gretche das Köpfchen verdreht.

„Tantche, gelt," sagte eines Tages mit zornrothem Gesicht die Hausfrau zur Lisett, „da, lies das Zettelche. 's ist aus dem Gretche sei Kleidertasch, und rath einmal, wessen Schrift das ist!"

„Dem Ludwig sei Schrift," rief das Tantche. „Ei du mein Herrgöttche, was für ein Kerlchen, will mit unserm Mädelchen, dem Gretche, auf und davon, daß Vater und Mutter nix davon wissen. Das heißt man eine Entführung, gelt?"

„Tantche Lisett, Du thust mir den Gefallen," antwortete die Frau des Hauses, „Du schweigst und sagst kein Wörtche, und ich will Dir angeben, wie wir's machen."

Und dann entwickelte das Gretche Mutter ihren Feldzugsplan . . .

— — — — — — — — — —

In Station Tugendheim konnten sie natürlich nicht einsteigen, der Ludwig und seine heimliche Braut, und so wollten sie dann in aller Nacht bis Heppenburg gefahren. All' diese Zeit hatte das tiefvermummte Gretchen still in seinem Eck in der dunklen Kutsche gesessen und in sich hinein geweint, und der Ludwig hatte sie nicht trösten können — kaum daß sie seine zärtliche Umarmung duldete.

Nun waren sie ja in Sicherheit. Im Gaslichterglanz der großen Station, wo sie Niemand kannte, hielt der Wagen. Ludwig stieg aus und kaufte die Billets. Wie er wieder an den Schlag trat, um seine Braut herauszuheben, da schlug diese den Schleier zurück und Ludwig glaubte, der Leibhaftige grinse ihn an — so ein Teufelsgesicht machte in ihrer Schadenfreude 's Tantche Lisett, die in den Schleiern gesteckt hatte.

„Gelt, Ludwig, do guckst De?" sagte sie und hielt sich die Hüften vor Lachen. „Und magst mich nimmer? Willst mich net entführe, Du schlechter Kerl? Hast mich ja im Wagen so herzlich an Dich gedruckt, daß ich kaum athmen konnt'. Gelt, was e Späßche? Noi, 's Gretche sitzt dahoim und die Mutter hält ihr eine Strafpredigt, die sie sich hinter die Ohren schreiben wird. Und Dir läßt sie sagen, Du brauchst nimmer wiederzukommen. Da Du aber allezeit brav gewesen bist in der Wirthschaft, so schickt sie Dir hier ein bischen Geld — zur Hochzeitsreis'!"

Und die Tante drückte dem Ludwig ein paar blaue Scheine in die Hand, die der Vielgewandte auch verblüfft hinnahm.

„So, Gott befohlen, damit reis' in die Welt. Billets hast ja schon!"

Darauf stieg Tantche Lisett wieder in die Kutsche und fuhr nach Tugendheim zurück. Der Ludwig ist dann später „Gerant" eines großen Schweizerhotels geworden und hofft eine reiche Engländerin zu heirathen. 's Gretche hat nämlich inzwischen den „Schosch" genommen und ist Wirthin zum „Halben Mond".

Eins aber darf nicht verschwiegen werden: Als sie entführt wurde, da hatte Tantche Lisett ihr Gebiß dazu angelegt und weidlich wird sie damit im Hause geneckt. „Gelt, Tantche," heißt es, „gewiß hast Du geglaubt, er wird in den Tausch willigen und Dich nehmen!"

— Schnell erledigt. Bursche: Herr Lieutenant, der Schneider draußen möchte gern Geld haben — der Schuster ist auch da! Lieutenant: Na, dann sage dem Schuster, er soll dem Schneider 'was geben!

— Erklärung. Was ist eine musikalische Soiree? Wenn man Andere schreien hört und vor Hunger selbst schreien möchte.

Ein Ferienabenteuer.

Bernhard Edler Herr von Nagell war noch halb ein Knabe, als er Besitzer des Rittergutes Hohengerholdseck wurde, und da er zu derselben Zeit regulärer Fuchs im ersten Semester war, wird man begreifen, daß er mehr Glück wie Verstand hatte. Uebrigens saß er gerade im Carcer, als die Nachricht bei dem Universitätsrektorat einlief, und der alte Rector magnificus hatte Mühe, die Sache so lange bei sich zu behalten, bis Bernhard aus des Carcers dunklen Gründen wieder an das Licht der Sonnen gelangt war.

Das erste, was der junge Ritterautsbesitzer vornahm, war eine lange Epistel an den alten Rentmeister auf Hohengerholdseck, in welcher er demselben seine demnächstige Ankunft meldete; das zweite war eine Einladung an ein halbes Dutzend Spezialen. „Famose Jagd Hochwild, Sauen, Fasanerie! Ihr kommt mit, ohne Widerrede!"

Die Herbstferien standen vor der Thür.

„Natürlich! Prosit, Edler Herr von Nagell! Prosit! Prosit!"

In dem weiten Parke von Hohengerholdseck lag ein herrlicher See, der von alten Baumgruppen malerisch umsäumt war und die köstlichste Gelegenheit zu Gondelfahrten bot. Ein paar Nachen und kleine Segler lagen auch im Park zu diesem Zwecke bereit; aber — der Kuckuck wollte, daß gerade am ersten Tage, als Bernhard seinen Besitz antrat, ein paar junge Leute aus der nahen Kreisstadt sich die Boote gelöst hatten und auf die See hinausgefahren waren.

Bernhard runzelte die Stirn: „Habe gar nichts dagegen, wenn sich die Kerle ein Vergnügen auf meinem See gestatten, aber — können sie doch machen, während ich fort bin. He, Wedemeyer!"

„Gnädiger Herr!" Ein alter uniformirter Oberwächter des Gutes kam herbei.

„Sagen Sie doch den Leuten, sie möchten ihre Wasserpartieen vornehmen, wenn ich nicht daheim bin, verstanden?"

„Zu Befehl, gnädiger Herr!"

„Am nächsten Morgen stand eine große Warnungstafel am See, auf welcher das Befahren desselben für die Dauer der Anwesenheit der „gnädigen Herrn" untersagt wurde.

„Wird viel helfen," tadelte Bernhard, „Augen aufmachen, ein paar handfeste Kerle herstellen — —". Der alte Wedemeyer kraute bei diesen Worten seinen grauen Kopf. — „Ich will's haben," Bernhard blickte ihn groß an, „sind Leute genug da; wer sich widersetzt, wird eingesperrt, ohne Widerrede."

Man sieht, der Edle Herr von Nagell wußte sich in seine neue Würde vortrefflich hineinzuleben.

Wenige Tage darauf hatte er auf einer entfernten Försterei des Gutes eine Jagd auf Hochwild abgehalten. In der Nacht kehrten die jungen Herren zu Fuß durch den rauschenden Buchenwald nach dem Schlosse zurück.

„Will doch mal sehen, ob mein alter Wedemeyer bei den Gondeln ist," lachte Bernhard unterwegs.

Sein Einfall fand Beifall. Man schlug die Richtung nach dem Wasser ein. Kein Wächter war zu sehen.

„Da machen wir gleich eine Mondscheinpartie!" rief einer der Herren.

„Jawohl, famos, hinein in die Boote," jubelten die Anderen.

Kaum waren sie dabei, die Boote zu lösen, sprangen zwei handfeste Männer aus einem Gebüsch hervor. „Halt — was machen Sie da?"

„Aha — doch am Platze!" rief Bernhard, „na, ist gut, könnt wieder gehen!" Damit fuhr er fort, seine Gondelkette in das Boot zu ziehen. Er hatte aber die Rechnung ohne die Wächter gemacht.

„Was? was?" riefen diese laut, „raus aus dem Kahn, hier wird nichts gemacht in der Nacht!" Es waren offenbar Polen, fremde Wanderarbeiter, sog. Sachsengänger.

„Ja, ja, habt Eure Schuldigkeit gethan, Leute, nun laßt uns in Ruhe. Da, steckt Euch ein paar Cigarren an." Der junge Herr Rittergutsbesitzer hatte eine großmüthige Anwandlung; aber auch damit kam er schlecht an.

„Raus aus dem Kahn, oder ich kipp ihn um!" schrie einer der Männer, indem er in das Wasser watete und das Boot anhob.

„Ja — zum Teufel — —!" Bernhard sprang an's Land, „kennt Ihr mich denn nicht, ich bin ja Euer Herr!"

„Schlechter Strolch bist Du!" Marsch in's Kamuska! Wir sind gutsherrliche Wächter! Paschollst!" So riefen Beide auf Bernhard's unverständige Frage durcheinander, indem sie wichtig auf zwei gelbe Schilde deuteten, die sie am Arme trugen.

Einen Augenblick rathlose Pause. Die Wächter belehren? Unmöglich! Sie verstanden kaum deutsch. Und dabei hielt der eine den Edlen Herrn von Nagell, der andere Curt Bosse und Max Wehlerhagen bei den Armen. „Paschollst!"

„Ihr seid wohl neu auf dem Gute?" Bernhard sträubte sich noch immer, dem Manne zu folgen.

„Schlechter Strolch hat nichts zu fragen!" lautete die Antwort. „Paschollst nun, oder ich helf' nach!" Damit hob der eine Wächter seinen Knüppel drohend hoch.

„Schafskopf!" Walter Brinken schlug den Stock zur Seite, „wir kommen ja schon! — Auf eine Keilerei mit Ihren Arbeitern wollen Sie sich doch nicht etwa einlassen, Nagell!"

„Verdammt auch!" Bernhard knurrte es halb verlegen, halb ingrimmig, indem er sich in Bewegung setzte, „da hilft uns wahrhaftig kein Mundspitzen, es muß gepfiffen sein."

„Und zwar nach Ihrer eigenen Melodie!" spöttelte Brinken, „denn die beiden Kerle sind durchaus im Rechte."

„Ich lache mich krank, wenn uns diese Pedellen in das hochadlige Burgverließ schleppen!" lachte Brockhoff, „und der Edle Herr von Nagell kostet in seinem eigenen Gebiet die süße Ruhe des Carcers durch — —"

In der That führten die Wächter ihre „Arrestanten" nach einem Verwaltungsgebäude der Herrschaft, in welchem sich das Polizeigefängniß derselben befand. Und auf dem Gutshofe — vom Thurme schlug es eben zwei Uhr — es war keine Seele weiter wach. —

„Es ist doch toll, Kerls, so führt uns doch nach dem Schlosse, dort wird man Euch sagen, wer wir sind!" rief Bernhard ärgerlich.

„Nichts da!" Der erste Wächter schob bereits den Schlüssel in das Schloß. „Paschollst!" Die Thür öffnete sich.

„Unerhört!" Bernhard wendete sich um.

„Ist ganz schön in Kamuska!" tröstete der zweite Wächter, indem er von hinten schob, „hab' auch schon drei Tage darin gebrummt!"

„Na, denn man rin in's Vergnügen, Edler Herr von Nagell!" lachte Max von Bosse, „Ihr bleibt uns ja auf alle Fälle zur Gesellschaft." Da fing es plötzlich hinten in dem Dunkel des Raumes an zu singen: „Was kommt dort von der Höh? was kommt dort von der Höh — —?"

„Jänicke! Donnerwetter, altes Haus!"

„Immer herein, meine Herren Confrators, hier ist's gut sein!" Ein Paraffinkerzchen flammte auf und die Studenten sahen in das bierehrliche Gesicht ihres Fuchsmajors, Hans Jänicke.

„Sie hier — Jänicke?"

„Wie Ihr seht, Edler Herr von Nagell, aufgehoben von Euren Knappen dort mitsammt meinem Fräulein Base, der sehr ehr- und tugendsamen Susanna Catharina Jänicke aus Wernenstedt, die ich Eurer Ritterlichkeit hiermit empfehle." Wieder flammte eine kleine Stearinkerze aus Jänicke's Feuerzeug auf und beleuchtete das liebliche, etwas blasse Gesicht einer jungen Dame, welche an der Wand lehnte.

„Untröstlich, gnädiges Fräulein —"

„Erzählt was Gescheidteres," fiel Jänicke den Commilitonen lachend in das Wort. „Wir sitzen schon seit vier Stunden in diesem Rattennests und —"

„Seid Ihr auch bei den Gondeln —"

„Natürlich — auf Euer Hochedlen eigenen Ordre abgefaßt und eingesperrt. Na — wir haben wenigstens den Trost, daß er mitgefangen ist." Bei diesem Troste kicherte auch Fräulein Susanna auf.

Die Wächter waren natürlich schon wieder davon gegangen; indessen, ganz geheuer mußte ihnen die Sache doch nicht vorgekommen sein, denn eine halbe Stunde später kamen sie mit dem alten Wedemeyer zurück.

„Herrjeses, Herrchristus, gnädiger Herr!" Der schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

Nun machten die Wächter lange Gesichter. Aber Bernhard schenkte Jedem ein Zwanzigmarkstück. „Habt Eure Sache gut gemacht, Leute; immer fest am Platze sein!" Das war nicht unverständig.

Da der Wagen, mit welchem Jänicke und seine Base von Wernenstedt nach Gerholdseck gekommen waren, längst zurückgefahren war, ließ Bernhard selbstredend einen Kutscher wecken und das Paar nach Haus fahren